

## Scherz/Satire

Mit dem Panzer  
zur Jagdhütte

## Bad Honnef

»Liebestraum«  
für Junggebliebene

## Rheinbreitbach

Begehrte Mineralien

## Ihr Recht

Was tun bei  
Mietsteigerung?

## Natur

Heiratsschwindler  
Ragwurz

## Königswinter

Tour de France  
anno 1928

*Die Bunte Stadt am Rhein*

*Die Linzer haben  
den Dreh raus*

Bonn  
Königswinter  
Oberpleis  
Bad Honnef  
Rheinbreitbach  
Unkel Erpel Linz

**16 Seiten**

Veranstaltungsübersicht

# Liebe Leserin, lieber Leser,

»Jetzt sagen Sie bitte, bitte nicht, daß Ganze sei nur ein Aprilscherz!« Die Enttäuschung der Anruferin war nicht zu überhören, als ich ihr sagte, genau dies sei aber der Fall. Sie nahm es übrigens mit Humor – genau wie mehrere Dutzend weiterer Anrufer, die sich bei uns aufgrund des Beitrags »Verborgenes Gold« meldeten. Der Aprilscherz, dieser alte Brauch stirbt gottlob nicht aus; da macht auch der *rheinkiesel* keine Ausnahme. »Wie schön, daß Sie diese Tradition noch pflegen«, sagte mir vor wenigen Tagen eine Leserin, die sich ursprünglich zu unserer »exklusiven Führung am 31. April« anmelden wollte. Was sich in den sieben Jahren des *rheinkiesel*-Bestehens in dieser Hinsicht an Heiterem und Bemerkenswertem alles ereignet hat, faßt Paulus Hinz in **Mit dem Panzer zur Jagdhütte** auf den Seiten 4 bis 5 zusammen.

Kein Scherz, sondern eine überaus begrüßenswerte Initiative ist die in Bad Honnef beheimatete Bewegung »New Time«. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, Mitbürgern ab 50 Jahren die Möglichkeit zu bieten, gemeinsam mit anderen oder solo musikalisch und literarisch aktiv zu werden – sehr zur Freude vieler Mitmenschen. **»Liebestraum« für Junggebliebene** hat Benjamin Bidder seinen Bericht überschrieben, den Sie auf Seite 6 bis 7 nachlesen können. Einer gänzlich anderen Liebhaberei frönen Bürger in der ganzen Bundesrepublik: sie sammeln Mineralien. Vielen von ihnen ist der Virneberg in Rheinbreitbach tatsächlich ein Begriff. Der nämlich gilt unter Experten als allenthalben bekannter Fundort des einzigartigen »Pseudomalachit«. Martina Rohfleisch, nach langer Pause zur Freude vieler Leser endlich wieder einmal im Blatt, berichtet darüber in **Begehrte Mineralien** (Seite 8 und 9).

Wenn Sie dagegen den Namen Konstantin Schmidt lesen, wissen Sie: Hier geht es um knallharte Fakten, um Recht und Gesetz. Wieder einmal dreht sich alles um das liebe Geld: **Es tönen die Lieder, die Miete steigt wieder** droht Schmidt auf Seite 11 – und er verrät auch gleich, was zu tun ist, damit dies nicht zum Fiasko gerät. Kehren wir zurück in die Gegenwart, und wenden wir uns einem **Heiratsschwindler** im Reich der Botanik zu, dem Ragwurz. Ulrich Sander informiert auf den Seiten 12 und 13 über die »Orchidee des Jahres«.

Schon vor 75 Jahren fand man seltene Stücke am Breitbacher Virneberg, zu der Zeit also, als der »Eiserne Gustav« per Kutsche von Berlin aus seine lange Reise nach Paris, der Metropole an der Seine, antrat. Auf seiner **Tour de France anno 1928** machte er auch in der Drachenfelsstadt Station. Karl Jo-



sef Klöhs berichtet auf den Seiten 14/15 darüber.

Im Wonnemonat Mai ist Linz, die »Bunte Stadt am Rhein«, erst recht einen Besuch wert! Nicht nur wegen des Internationalen Drehorgelfestes, dessen romantisches Motiv unsere Titelseite ziert oder wegen des Antiquitätenmarktes (siehe Seite 18). Entdecken Sie in unserem umfangreichen Veranstaltungskalender eine Fülle weiterer Veranstaltungen, die Ihren Besuch verdienen – natürlich nicht nur in Linz.

*Yes  
Erwin Bidder*

## IMPRESSUM



Titelbild: Touristinformation Linz/Lamberg

Erscheinungsweise: monatlich, jeweils zum Beginn des Monats

Anzeigenschlußtermin: 15. des Vormonats

Verteilte Auflage: 15 000 Exemplare

Druckverfahren: Offsetdruck, 60er Raster

Druckunterlagen: Offsetfilme, Reinzeichnungen, reprofähige Vorlagen

**Herausgeber** Erwin Bidder, Rheinbreitbach ■ **Redaktion** Erwin Bidder (verantwortlich), RA Christof Ankele, Benjamin Bidder, Ann-Isabell Thielen, Paulus Hinz, Karl Josef Klöhs, Martina Rohfleisch ■ **Veranstaltungskalender** Benjamin Bidder ■ **Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung** Quartett-Verlag Erwin Bidder, Im Sand 56, 53619 Rheinbreitbach ☎ Telefon (0 22 24) 7 64 82, Telefax (0 22 24) 90 02 92, eMail: Erwin.Bidder@t-online.de ■ **Layout, Satz und Grafiken** Axel Schilling, Kirchstraße 5, 57635 Mehren/Ww. ☎ Telefon (0 26 86) 98 70 41 ■ **Illustrationen** Erwin Bidder, Benjamin Bidder, Geschichtsverein Unkel e.V., Paulus Hinz, Archiv Klöhs, Photodisc, Ulrich Sander, Brühler Schloßkonzerte/Hartmann, Touristinformation Linz/Lamberg ■ **Anzeigen** Erwin Bidder (Verlag) ☎ (0 22 24) 7 64 82 ■ **Druck** Krahe-Druck, Unkel ■ **Beilagenhinweis** Hotel/Restaurant Bungertshof, Dollendorf (Teilbeilage); Bad Honnef AG, Bad Honnef (Gesamtbeilage)

# Mit dem Panzer zur Jagdhütte

Gewiß, sie haben inzwischen Tradition: Seit sich im Veranstaltungskalender unseres Aprilheftes 1997 ein bescheidener Hinweis auf den »Ersten **rheinkiesel**-Weitwurf-Wettbewerb« unter der Bad Honnefer Berck-sur-Mer-Brücke fand, erfreuen unsere alljährlichen Aprilscherze die Leserschaft. Doch registriert mittlerweile die Redaktion seit Jahren eine merkwürdige Tendenz.



Leider doch nicht auf Schloß Drachenburg zu sehen: das berühmte Bernsteinzimmer

Beklemmende Stille in der Redaktion. Mit solch einer Reaktion hatte hier niemand gerechnet. Da schrieb uns eine große Bonner Anwaltskanzlei im besten Juristendeutsch, man sei von der Deutschen Bischofskonferenz mit der Wahrnehmung deren rechtlicher Interessen beauftragt. Wie bitte? Dort sei man entsetzt über unser Vorhaben, die einst weithin gerühmten »Stiendorfer Passionsspiele« (siehe **rheinkiesel** Nr. 4/1999) wieder ins Leben zu rufen. »Eine solche Maßnahme bedarf nach den gesetzlichen Bestimmungen des Rahmenabkommens der Deutschen Bischofskonferenz mit der Bundesrepublik Deutschland zwingend der Zustimmung der Röm.-Kath. Kirche« schrieb uns der Anwalt. Zuständig für diese Maßnahme sei das Erzbistum in Köln. Dorthin sei ein formloser Antrag auf Genehmigung der Passionsspiele zu richten. Im Falle der Zuwiderhandlung drohe dem Chefredakteur die sofortige Exkommunizierung durch den Klerus – so die Kanzlei.

Letzteres war nun aber ein starkes Stück! Wir recherchierten und fanden rasch heraus, daß der Brief, samt Aktenzeichen, Absenderangaben und Telefonnummer frei erfunden war. Das Einzige, was stimmte, war das Datum der Nachricht: der 1. April! Da hatte sich ein Leser einen gelungenen Spaß erlaubt – und wir waren prompt darauf hereingefallen. Befreites Aufatmen in der Redaktion.

## Keine Chance!

Alljährlich melden sich zahllose Leserinnen und Leser zu unseren exklusiven Führungen am 31. April an – den es bekanntlich ebensowenig gibt wie die zahlreichen Wissenschaftler, die zum Beispiel die Echtheit des Gräberfeldes (»Schwiegermutterfriedhof«) unterhalb des Drachenfels (siehe **rheinkiesel** 4/1998) oder die »unerklärlichen Mutationen« des

Schachtelhalmes mit einem Wuchs von bis zu 3 Metern Höhe (siehe *rheinkiesel* 4/2000) testieren.

Köstlich und herzerfrischend zeigten sich auch die Reaktionen auf unseren Beitrag »Alarm auf dem Drachenfels« in der Aprilausgabe 2001. Denkmalschützer Dr. Bertram Petrograf aus Villich-Müllendorf stellte seinerzeit eine »bedrohliche Schiefelage« des Bergfriedes fest und rief zu einer Spendenaktion auf. Die *rheinkiesel*-Aktion »Rettet den Drachenfels« (siehe Emblem auf dieser Seite) irritierte unter anderem viele Königswinterer Gastronomen.

Auch die sensationelle Entdeckung einer neuen Thermalquelle im Bad Honnefer Ortsteil Selhof erwies sich als Scherz (*rheinkiesel* 2/2002). Ein Selhofer Leser wollte auf dem »authentischen Foto« gar sein eigenes Grundstück erkannt haben, daß »direkt nebenan liegt«, wie er uns am Telefon versicherte. Seine Absicht sei es, am dort zu erwartenden Boom mit dem Bau eines exklusiven Kurgäste-Hotels zu partizipieren. Auch er bat um die angebotene kostenlose Expertise – verblüffte uns zum guten Schluß aber mit einer Bemerkung, die erkennen ließ, daß er den Scherz von Anfang durchschaut hatte. Fragt sich nur, wer da wen in den April geschickte hatte.

Den krönenden Abschluß aller Reaktionen bildete bislang der Anruf eines Lesers, der um die Bekanntgabe der Telefonnummer von Professor Balduin Strackmann bat, des Wissenschaftlers also, der die Echtheit der in Dollendorf jüngst »aufgefundenen« Einzelstücke des Bernsteinzimmers testierte (siehe *rheinkiesel* Aprilausgabe 2003). Er habe, so Leser Sawatzki mit leicht französischem Akzent, im Nachlaß seines kürzlich verstorbenen Onkels Dokumente gefunden, die wichtige Hinweise auf den Verbleib des berühmten Bernsteinzimmers liefern könnten. Die wolle er dem Herrn Professor gerne zeigen.

Selten so gelacht!

Kurz, knapp und bündig leimte uns dagegen ein Rheinbreitbacher Leser, der uns via eMail lakonisch

wissen ließ, er hätte zu gerne an dieser exklusiven Führung teilgenommen, nur habe ausgerechnet an diesem 31. April sein Jüngster Geburtstag.

### Enormer Zuspruch durch die Leser

Erfreulich groß ist die Zahl der Leserinnen und Leser, die den Spaß rasch erkennen und uns anrufen, um uns zu der gelungenen Aktion zu gratulieren. Dabei treibt die Freude bisweilen seltsame Blüten, wie zum Beispiel im Falle der Dollendorfer Leserin, die sich voller Elan allein aufgemacht hatte, auf eigene Faust die »eingefallene Jagdhütte bei Dollendorf« mit den

verborgenen Schätzen zu finden. Der Scherz wurde offenbar; aber erst hinterher. Daß die Dollendorferin uns dennoch anrief, um uns zum gelungenen Spaß ausdrücklich zu gratulieren, bestätigt eine bekannte Tatsache: Rheinländer gelten als ausgesprochen humorvoll. Das bewies auch ein bekannter Königswinterer Geschäftsmann, der uns just vor wenigen Tagen anrief, um sich für die Exkursion zur Dollendorfer Jagdhütte, dem Fundort des Bernsteins, anzumelden. »Wenn der Bus schon voll sein sollte, chartern Sie um Gottes willen noch einen zweiten«, riet er uns. Er müsse da unbedingt mit, meinte er. »Zur Not komme ich auch im Panzer

... wegen der Einsturzgefahr des Kellergewölbes der Jagdhütte«.

Wie war das mit dem Spaß an der Freud? Der scheint nicht nur auf die Fünfte Jahreszeit beschränkt zu sein.

Paulus Hinz



Gottlob ohne bedrohliche Schiefelage:  
Bergfried der Drachenburg

# »Liebestraum« für Junggebliebene

»New Time« nennt sich ein Forum für Menschen ab 50 Jahren in Bad Honnef. Weil sie literarisch und musikalisch interessiert sind, haben sich zwei Dutzend Senioren zusammengeschlossen. Gemeinschaftlich rezitieren und musizieren sie. Dabei hatte so mancher schon mit der Musik abgeschlossen. Doch sie alle haben ihre Leidenschaft wieder entdeckt. Seit zwei Jahren proben sie und treten gemeinsam auf. Sie erleben zusammen eine gute, eine neue Zeit. Nichts anderes bedeutet der englische Name »New Time« – Neue Zeit. Von ihrem Können zeugen die vielen Konzerte der Gruppe – und der Zuspruch, dessen sich die Initiative erfreut.

Charlotte Jönsson ist 87 Jahre alt: »Als ich in die Park-Residenz Bad Honnef zog, verschenkte ich mein Klavier, meine Noten – ohne eine Träne zu vergießen. Daheim habe ich immer Hausmusik gemacht. Doch damit hatte ich damals abgeschlossen. Aber Herr Zimny hat mich wiederbelebt.« Seit einem Jahr engagiert sich Charlotte Jönsson gemeinsam mit 20 anderen Senioren bei »New Time«, einem Bad Honnefer Forum für Musik- und Literatur-Interessierte ab 50 Jahren. Ihr ehrenamtlicher Gründer ist der 67-jährige Lothar Zimny. Die Idee, daß ältere Menschen sich zusammentun, um gemeinsam zu musizieren, hat er als Mitarbeiter eines Klavierhauses in Hannover

zwei Jahren nach Bad Honnef zog, brachte er die Idee des »New Time-Forums« also schon mit:

manchmal in ein Loch fallen, ein neues Betätigungsfeld zu geben. Als ich nach Bad Honnef kam

habe ich mich gefragt: Kann man hier nicht etwas Ähnliches aufziehen? Zu unserem ersten Treffen kamen gleich 30 Leute. Da haben wir mal gehört, wer was spielen kann, und was wir so zusammenstellen können. Eine Frau sagte mir, sie würde so gerne Klavier spielen. Aber auftreten, das traue sie sich nicht zu. Wenn sich jedoch jemand fände, um mit ihr vierhändig zu spielen ...« Es fand sich jemand. Heute üben beide jede Woche gemeinsam, trinken Kaffee und treten zu zweit auf. »Sie sind total zur Musik zurückgekehrt«, sagt Lothar Zimny lächelnd.



Beliebt beim Publikum:  
Charlotte Rein rezitiert

mit entwickelt: »Dort ist das Ganze Mitte der Neunziger Jahre entstanden.« Als Lothar Zimny vor

»Wir haben versucht, älteren Menschen, die früher schon Musik gemacht haben, die aber

nicht zu unterschätzende soziale Komponente. Viele Bekanntschaften entstehen über unsere Kon-

taktbörse »Klavier sucht Geige«. Letztlich sei es gar nicht so schwer gewesen, aktiv zu werden: »Es braucht nur zweierlei: Einen Verrückten wie mich und einen Sponsor, der den Raum mit Flügel stellt. Denn ein Flügel muß es schon sein. Ein bißchen professionell wollen wir das dann ja doch machen,« so Zimny. Anspruchsvolles bieten die Musiker von »New Time« auch ihren Zuhörern, die regelmäßig zu den Konzerten kommen – ob es nun Werke von Claude Debussy, Gedichte von Erich Kästner oder die Ungarische Rhapsodie von Franz Liszt ist.

## Hilfe tut not!

Die musikalisch-literarische Initiative ist in Bad Honnef in nur zwei Jahren zu einem festen Bestandteil des kulturellen Lebens geworden. Folgerichtig ist die lose Vereinigung auch Mitglied des Kulturverbands der Badestadt. Der Unterstützung der Park-Residenz und der Evangelischen Gemeinde Bad Honnef ist es zu verdanken, daß die Truppe in Sälen auftreten kann, die groß genug sind, alle Zuhörer zu fassen. Immerhin zwischen 150 und 200 musikbegeisterte Zuhörer kommen zu den Konzerten, die die Senioren viermal im Jahr aufführen.

Doch trotz des Zuspruchs und der häufigen Auftritte ist das musikalisch-literarische Forum ein lokaler, zwangloser Zusammenschluß geblieben. Weder ist es ein Verein, noch ist jemand gezwun-



Gemeinsames musizieren bringt allen Freude – auch den Akteuren

gen, einen Beitrag zu zahlen. Auch Zimny, der selbst Klavier spielt, sieht sich nur als primus inter pares, als Ersten unter Gleichen also. In den Monaten der Vorbereitung auf ein Konzert trifft sich die Mannschaft von »New Time« insgesamt nur drei- bis viermal. Die Stücke und das Konzept werden durchgesprochen, das Programm aufgestellt. Mehr nicht. »Denn üben muß jeder selbst im stillen Kämmerlein,« erklärt der Initiator. Klavier-Duos, Flöten-Zirkel, die Zither-Spieler und alle anderen, die sich gesucht und bei »New Time« gefunden haben, treffen sich regelmäßig privat und üben. Dann treffen sie sich alle wieder zur finalen General-Probe.

Die »New Timer« sind allesamt so begeistert wie die 91 Jahre alte Carola Welchert. Früher sang sie an der Essener Oper. Bei »New Time« rezitiert sie und widmet sich der Literatur: »Ich mache furchtbar gerne mit. Aus Freude an der Sache. Ich bin froh, daß jemand die Leute weckt, daß man sie auf Trab bringt. Wo sie doch etwas machen können.«

Ihr Klavier kann Charlotte Jönsson zwar nicht zurückholen, »aber

ich habe mir jetzt ein neues Keyboard gekauft. Denn ich muß jeden Tag üben. Zusammen mit Herrn Zimny spiele ich einmal die Woche. Es macht mir viel Spaß. Und ich bin sehr glücklich. Dabei machen wir natürlich auch Fehler. Wir sind ja keine Künstler. Aber seit ich hier mitmache, habe ich sehr viel Zuspruch bekommen. Und den größten Applaus.« – wer weiß, vielleicht auch eines Tages für den »Liebestraum« von Franz Liszt.

*Benjamin Bidder*

## Klavier sucht Geige

»New Time« lädt alle an Musik und Literatur Interessierten ab 50 Jahren ein, mitzumachen. Insbesondere Geigen und Holzbläser werden gesucht.

Wer sich für die Idee dieses Zusammenschlusses interessiert, wende sich an den Initiator:

Lothar Zimny  
Hauptstraße 2a  
53604 Bad Honnef  
Telefon (0 22 24) 97 83 23  
eMail: L.Zimny@gmx.net

**Julias Glosse**



## Streifenfrei?

Endlich: Die Maisonne schafft es, sich über die grauen Häuserschluchten zu erheben. Der erste Sonnenstrahl des Jahres trifft das Wohnzimmerfenster. Mich trifft der Schlag – mit einem Mal weiß ich, warum es in den vergangenen Monaten so dunkel in meiner Wohnung war. Das Fenster ist dreckig! Meine Diagnose: Häßliche Regenränder und schmierige Pollen, fein garniert mit etwas Sahara-Staub und Diesel-Rußpartikeln. Igitt! Das weckt uralte Hausfrauen-Instinkte in mir. Zeit für den Frühjahrsputz!

Also flugs Schwamm und Fensterleder parat legen. Hm, vielleicht eher die Wurzelbürste? Eifrig wird geschrubbt, geputzt, gewienert, poliert. Womit bekam meine Mutter ihre Fenster immer streifenfrei? Sidiolin, das wird beim dritten Polier-Versuch klar, war es jedenfalls nicht. Salmiakgeist oder Spiritus? Stinkt beides. Immer noch Schmierer und Streifen. Also Salmiakgeist UND Spiritus. Das Putzwasser färbt sich grau. Der Himmel ebenfalls. Egal. Das kann doch nicht so schwer sein? Nach drei Stunden Plackerei rufe ich verzweifelt meine Mutter an. Die rät zum Nachpolieren mit Zeitungspapier. Vier Stunden später schmerzen die Handgelenke. Noch immer Streifen. Erschöpft lasse ich mich neben dem Putzeimer nieder. Hausfrau, das war noch nie was für mich. Da fällt die Rettung vom Himmel: Erst ein Tropfen. Dann zwei. Dann ein Platzregen. Der schmiert Pollen und Staub wieder schön gleichmäßig auf meine frischgeputzten Scheiben. Ich bin erlöst: Von Streifen – keine Spur!

*Julia Bidder*

# Begehrte Mineralien

Einst schickten Sammler vom Virneberg in Rheinbreitbach die seltenen Fundstücke in alle Welt. Die einzigartigen Kristalle, ein »Nebenprodukt« des einstigen Kupferbergbaus, stehen nun auch im Mittelpunkt einer kleinen Ausstellung im Heimathaus Rheinbreitbach.

»Rheinbreitbach – kommt da nicht der Pseudomalachit her?« Mineralienfreunden in aller Welt ist der kleine Ort als Fundstelle seltener Mineralien längst ein Begriff. Einige schöne Fundstücke gibt es seit kurzem auch im Heimatmuseum Rheinbreitbach zu bewundern. Über Jahre haben die Bergbaufreunde Jürgen Fuchs und Josef Rott bei ihren Geländeerkundungen eher beiläufig Gestein- und Erzbrocken eingesammelt. Mit echtem Sachverstand seien sie damals nicht vorgegangen, erzählt Josef Rott freimütig: »Ich habe seit Jahren einfach alles aufgehoben, was bunt ist ...« »... oder schön glitzert«, ergänzt Jürgen Fuchs lachend. Die rechte Ordnung brachte dann erst der Mineralien-Experte Dr. Bernd Habel aus Königswinter-Vinxel hinein, der in dunkle Keller und Garagen abtauchte, um die Lagerkisten zu durchsuchen und die besten Stücke ans Tageslicht zu befördern. Im Teamwork stellten sie eine kleine, aber feine Ausstellung zusammen, die auch museumspädagogischen Gesichtspunkten gerecht wird.

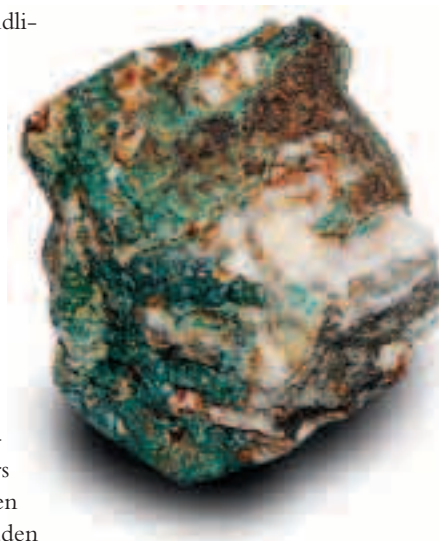
»Ziel war es nicht, in Rheinbreitbach eine Außenstelle des prachtvollen Bonner Goldfuß-Museums zu installieren«, erklärt Dr. Habel.

»Diese Sammlung des Mineralogischen Instituts umfaßt ja spektakuläre Funde aus aller Welt. Uns ging es dagegen nur darum, den Bergbau Rheinbreitbachs im Zusammenhang darzustellen.«

Dazu gehört auch eine verständliche Erklärung der geologischen Vorgänge, die zur Ausbildung der Erze führten. Schautafeln und mehrere Vitrinen vermitteln dem Besucher eine Vorstellung davon, was sich hier im Erdaltertum abgespielt hat. Das gesamte Rheinland befand sich vor rund 400 Millionen Jahren – man höre und staune – unter nahezu tropischen Bedingungen in der Nähe des Äquators und war von einem flachen Meer bedeckt. Flüsse entluden reichlich Ton- und Sandfracht in dieses »Urlaubsparadies«; doch da der Meeresboden unter diesem Gewicht ständig nachgab, blieb der Wasserspiegel ungefähr gleich. Mit der Zeit verfestigten sich die Ton- und Sandablagerungen zu waagerechten Sedimentschichten, die immer mächtiger wurden.

Als es dann vor rund 340 Millionen Jahren zu Bewegungen der Erdkruste kam und sich das Meer zurückzog, war es bald mit der

fein säuberlichen Stapelung des Sedimente vorbei: Die Schichten wurden seitlich zusammengedrückt, gefaltet und übereinandergeschoben. Die Folgen dieser Auf-



faltung, in der das Rheinische Schiefergebirge entstand, beschreibt Dr. Habel mit Hilfe kulinarischer Bilder: »Wenn man ein Brot in den Backofen schiebt, dann platzt die Kruste bald auf, und es bilden sich allerlei Spalten und Risse. So geschah es auch mit der Erdkruste. In den Klüften stieg dann aus dem Erdinnern heißes Wasser mit aufgelösten Mineralien empor, so ähnlich wie Kaffee mit Zucker.

Und als das Wasser verdampft war, blieben Kristalle übrig, die dann mal breitere, mal schmalere Bänder im Gestein bildeten.«

So entstanden also in den Sand- und Tonschichten Quarzbänder, die hin und wieder – je nach Mineralzusammensetzung der heißen Lösungen – metallische Spuren enthielten: Erze. In Rheinbreitbach waren dies überwiegend Kupfererze, aber auch Blei-, Zink- und Eisenverbindungen. Später wurde das Ganze vulkanisch aufgeheizt und drang schließlich bis dicht an die Erdoberfläche.

Die seltenen Pflanzen, die sich auf dem darüberliegenden Boden ansiedelten, machten vermutlich schon die Römer stutzig. Sie bauten wohl als erste das Kupfererz ab; zumindest lassen römische Hinterlassenschaften – z.B. eine Tonschale mit 5.000 Bronzemünzen – darauf schließen, womit der Rheinbreitbacher Virneberg eines der ältesten Bergwerke Deutschlands darstellt.

## Funde bereits im Mittelalter

Der Name »Virneberg« von »firn« (= uralt) deutet an, daß die Breitbacher auch im Mittelalter diesen Fundort zu nutzen wußten und dabei vermutlich auch untertage zugange waren. 1604 wurde dann das Bergwerk zum ersten Mal urkundlich erwähnt.

»Eine leichte Sache war der Abbau bestimmt nicht«, stellt Dr. Ha-

bel heraus, »denn die Erzgänge verlaufen nach natürlichen Gesetzen, während die Berggesetze das Vorgehen in Stockwerken, Sohlen und Schächten regeln. Da wird es schon schwierig, den Erzgängen zu folgen.«

## Einblicke in den Bergbau

Immer wieder geriet der Abbau ins Stocken, mußten neue Stollen und Schächte ins harte Gestein getrieben werden. Mit welch primitiven Mitteln diese schweißtreibenden Arbeiten durchgeführt wurden, wird ebenfalls im Bergbauzimmer des Museums gezeigt. Hier sind die Werkzeuge ausgestellt, die Josef Schultheiß vor einigen Jahren vom Bad Honnefer »Schatzsucher« Theo Muhr erwarb. Dieser hatte damals mit Metalldetektoren das Bergwerksgebiet abgesucht. Ein wenig Rost angesetzt haben die über hundert Jahre alten Gerätschaften zwar schon, aber einen ersten Eindruck von der Arbeit der Bergleute vermitteln die verschiedenen Eisen,

Schlägel und Keilhauen doch, darunter auch – Schneewittchen läßt grüßen – ein winzig kleiner Pochhammer zum Zerkleinern der Erzbrocken. »Kinderarbeit war damals gang und gäbe«, erläutert Jürgen Fuchs.

Bis zu 260 Bergleute arbeiteten im Virneberg. 1854 produzierte man dort über 2.753 Tonnen Kupfer. Bereits 1756 wurde für das Bonner Münster eine Glocke gegossen, in der 8.000 Pfund Breitbacher Kupfer enthalten waren. Für solche Mengen an reinem Metall mußte natürlich ein Vielfaches an Erzen gefördert und zerkleinert werden. Die Betriebsunterlagen beweisen, daß 1861 allein über 42.000 Tonnen Gesteinsmaterial entnommen wurde. Wie man sich dieses Material vorzustellen hat, zeigt eine weitere Vitrine, die in Anschauungsstücken das sogenannte »taube« Gestein – Sandstein oder Quarz – neben den begehrten Erzen enthält, dazu einige von Jürgen Fuchs bearbeitete Belegstücke aus Kupfer, Zink und Blei zum Vergleich.

»Da der Virneberg außer dem



**Sonntag, den 18. Mai, 10.00–18.00 Uhr**

## Rheinbreitbacher Museumsfest

*Kommen Sie rein in die gute Stube!*

- Besuchen Sie einmal Urgroßmutter's Küche und Wohnzimmer, unser Bergbauzimmer mit Mineraliensammlung, die Werkstätten vom Schuster und Stellmacher und unsere neue Kinder- und Schulstube.
- Sonderführungen und Schnellkurs im »Breitbacher Platt«
- Bei schönem Wetter gibt's Waffeln und Kaffee im Innenhof, Rätselrallye für Kinder und »Schürreskarrenrennen«

**Heimatmuseum Rheinbreitbach, Hauptstraße 29**



*Schimmernde Prachtstücke:  
Bleiglanz*

Kupfer- noch zahlreiche andere Erze enthielt, mußten die Metalle aufwendig voneinander getrennt werden«, berichtet Dr. Habel. »Als dann noch die Weltmarktpreise sanken, lohnte sich der Abbau in Rheinbreitbach nicht mehr; er wurde 1886 eingestellt.«

Doch das Ärgernis des einen wurde zur hellen Freude des anderen; die mannigfachen Mineralbildungen der Erzgrube und Halden – insbesondere der tief dunkelgrüne Pseudomalachit und der nadelige leuchtendrote Chalkotrichit – fanden bald einen Ehrenplatz in den bedeutendsten Sammlungen der Welt und machen sich auch jetzt in den Vitrinen des Heimatmuseums sehr schön.

## **Suche zwecklos**

Kann man denn heute noch fündig werden, fragt man sich unwei-

gerlich beim Anblick der schillernden Farbenpracht. »Leider nur noch sehr eingeschränkt«, muß Jürgen Fuchs enttäuschen. Der St.-Joseph-Bürgerverein, der aus der ursprünglichen Knappschaft hervorging, hat zwar einige Reste der früheren Bergwerksanlagen aufwendig restauriert, doch die Halden und damit die Fundstellen sind in Privathand. »Hier wurde vor einigen Jahren LKW-weise Boden zur Rekultivierung aufgetragen und damit das Gelände einschneidend verändert«, bedauert der Hobbyheimatforscher. Wo jahrtausendlang nach Erzen geschürft und nach einzigartigen Mineralien gesucht wurde, grasen heute Hirsche.

So paßt die Mineraliensammlung des Bergbauzimmers erst recht in das Heimatmuseum, ganz nach dem Motto: »Es war einmal ...«

*Martina Rohfleisch*

# Es tönen die Lieder, die Miete steigt wieder ...

Es ist bekannt, daß in Zeiten wirtschaftlicher Flaute die Mieten steigen. So flatterte so manchem Mieter in letzter Zeit die Ankündigung einer Mieterhöhung ins Haus. Was von Vermieterseite zu beachten ist und unter welchen Voraussetzungen man als Mieter die Mietsteigerung hinnehmen muß, ist seit dem 1. September 2001 nunmehr einheitlich im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) geregelt.

Unterschieden werden muß zunächst zwischen Mieterhöhungen, die schlicht der Erzielung höherer Einnahmen dienen, und Mieterhöhungen aufgrund von Betriebskostensteigerungen oder Modernisierungsmaßnahmen. Da die beiden letztgenannten Alternativen gesetzlich gesondert geregelt sind, sollen im Folgenden lediglich beschrieben werden, was bei einer »allgemeinen« Mieterhöhung zur Anpassung der Miete an die sogenannte ortsübliche Vergleichsmiete zu beachten ist. Die Miete ist ein gegenseitiger Vertrag zwischen Mieter und Vermieter, in dem die Parteien die Überlassung von Wohnraum gegen ein bestimmtes Entgelt, den Mietzins, vereinbart haben. Es

versteht sich daher von selbst, daß der Vermieter nicht ohne Zustimmung des Mieters die Miete erhöhen kann. Unterbleibt die Zustimmung des Mieters, muß der Vermieter diese im Zweifel auf dem Klageweg erzwingen. Was hat der Vermieter nun von Gesetzes wegen zu beachten? In formaler Hinsicht muß die Forderung nach höherem Mietzins in Textform an den Mieter gerichtet sein. Ausreichend hierfür ist ein ungezeichnetes, also nicht unterschriebenes Schreiben wie etwa eine Email. Des weiteren muß das Mieterhöhungsschreiben an *sämtliche Mieter* gerichtet sein; bei Wohngemeinschaften also an alle Personen, die den Mietvertrag unterschrieben haben. Oftmals vergessen wird,

daß es auch bei Eheleuten erforderlich ist, das Schreiben an beide Ehepartner zu richten; jedenfalls dann, wenn auch beide Parteien des Mietvertrages sind. Inhaltlich ist das Mieterhöhungsverlangen nur berechtigt, wenn die Steigerung des Mietzins

Fällen bereits nach einem Jahr). Vor allem aber ist der Vermieter verpflichtet, die Mieterhöhung umfassend zu begründen. Der Gesetzgeber verlangt hierbei, daß der Vermieter nachweist, daß die höhere Miete gerechtfertigt ist. Dies kann er auf verschiedene Weise



nicht bereits im Mietvertrag selbst geregelt worden ist, wie dies bei so genannten Staffelmietverträgen der Fall ist. Bei diesen Mietverträgen, die eine bestimmte Laufzeit haben, erhöht sich die Miete nach Ablauf einer bestimmten Frist (in der Regel nach einem Jahr) automatisch um einen bestimmten Betrag. Haben die Mietparteien eine solche automatische Steigerung des Mietzinses vereinbart, kommt eine weitere Mieterhöhung nicht in Betracht. Weiterhin kann die Mieterhöhung frühestens 15 Monate nach Vertragsschluß oder der letzten Mieterhöhung verlangt werden, es sei denn, es handelt sich um eine Erhöhung wegen Modernisierung oder Betriebskostensteigerung (in diesen

Fällen bereits nach einem Jahr). Vor allem aber ist der Vermieter verpflichtet, die Mieterhöhung umfassend zu begründen. Der Gesetzgeber verlangt hierbei, daß der Vermieter nachweist, daß die höhere Miete gerechtfertigt ist. Dies kann er auf verschiedene Weise tun. Zum einen kann er – sofern vorhanden – auf den örtlichen Miet Spiegel (neuerdings auch auf Mietdatenbanken) verweisen, wonach für eine Wohnung in vergleichbarer Lage und mit vergleichbarer Ausstattung der geforderte Mietzins verlangt wird. Zum anderen kann er durch einen Sachverständigen ein Gutachten erstellen lassen. Dieses muß dann dem Schreiben an den Mieter beigefügt werden. Schließlich kann er auch drei Vergleichswohnungen benennen, in denen der verlangte Mietzins bereits bezahlt wird. In diesem Fall muß der Mieter allerdings die

Vergleichswohnungen benennen, in denen der verlangte Mietzins bereits bezahlt wird. In diesem Fall muß der Mieter allerdings die

Möglichkeit haben, diese Wohnungen zu besichtigen.

Hat der Vermieter auf diese Weise nachweisen können, daß durch die Mieterhöhung die – wie die Juristen es ausdrücken – »ortsübliche Vergleichsmiete« nicht überschritten wird, ist von ihm zudem die so genannte »Kappungsgrenze« des § 558 Absatz 3 BGB zu beachten. Nach dieser Vorschrift darf eine Mieterhöhung innerhalb von zwei Jahren 20 % nicht überschreiten.

Im Ergebnis bleibt somit festzuhalten: Wird durch die Mieterhöhung die Kappungsgrenze oder die örtliche Vergleichsmiete erreicht bzw. überschritten, muß der Mieter der an ihn herangetragenen Erhöhung seiner Miete nicht zustimmen. Liegt die Erhöhung dagegen im Rahmen der maßgeblichen Grenzwerte, ist der Mieter verpflichtet, dem Mieterhöhungsverlangen zuzustimmen. Dies muß nicht ausdrücklich geschehen; so ist es ausreichend, wenn der Mieter die erhöhte Miete zahlt und damit stillschweigend seine Zustimmung zum Ausdruck bringt. Dem Mieter steht hierfür eine Frist von zwei Monaten zur Verfügung. Nach Ablauf des zweiten Monats nach Zugang der Mieterhöhung wird diese wirksam. Wird dem Mieter das Mieterhöhungsverlangen zum Beispiel am 19. April zugestellt, so wird die (rechtmäßige) Mieterhöhung zum 1. Juli wirksam.

*Rechtsanwalt Konstantin Schmidt  
Rechtsanwälte Schmidt & Ankele  
Bad Honnef*

## Inserieren bringt Gewinn!

Von Dollendorf bis Linz, von Oberpleis bis Sankt Katharinen findet der rheinkiesel Monat für Monat seine Leserinnen und Leser. Die Auflage beträgt 15.000 Exemplare.

**Fordern Sie unsere Anzeigenpreisliste an:**

**Telefon: (0 22 24) 7 64 82**

**Telefax: (0 22 24) 90 02 92**

**eMail: [erwin.bidder@t-online.de](mailto:erwin.bidder@t-online.de)**

# Heiratsschwindler

Daß es Lug und Trug bei den Menschen gibt, ist nichts Neues. Es ist außerdem leicht vorstellbar, ebenso in der Tierwelt auf Vertreter mit zweifelhaftem Charakter zu stoßen. Aber haben Sie schon einmal davon gehört, daß dreiste Schwindler und Betrüger unter den Pflanzen vorkommen und auch noch Erfolg mit ihrer Masche haben? Die lieben, kleinen, schönen Blümchen sind nicht immer so harmlos, wie sie aussehen, das weiß jeder, der schon einmal von fleischfressenden Pflanzen gehört hat. Aber es gibt Gewächse im Reich der Pflanzen, die ihre Opfer nicht gleich auffressen, sondern auf subtile Art und Weise täuschen und auszunutzen wissen. Einige Arten sind sogar Bestandteil unserer heimischen Flora und man braucht gar nicht erst auf die Wunderwelt der Tropen zurückzugreifen, sondern kann Beispiele aus der Region aufzeigen.

Die Rede ist von einer besonderen Gruppe der Orchideen, die zugegebenermaßen die größte Arten- und Formenvielfalt (Schätzungen belaufen sich auf mehr als 20.000!) in den Tropen erreichen: Ragwurzarten der Gattung *Ophrys*. Sie kommen z.B. auch im Raum Bad Hönningen und in der Kalkeifel vor und jetzt im Mai ist ihre Blütezeit. Der wissenschaftliche Name *Ophrys* stammt aus dem Griechischen und bedeutet übersetzt soviel wie »Braue«. Die samtig behaarte Oberfläche der Blütenlippe und ihre zum Teil bewimperten Ränder trugen zur Namensgebung bei.

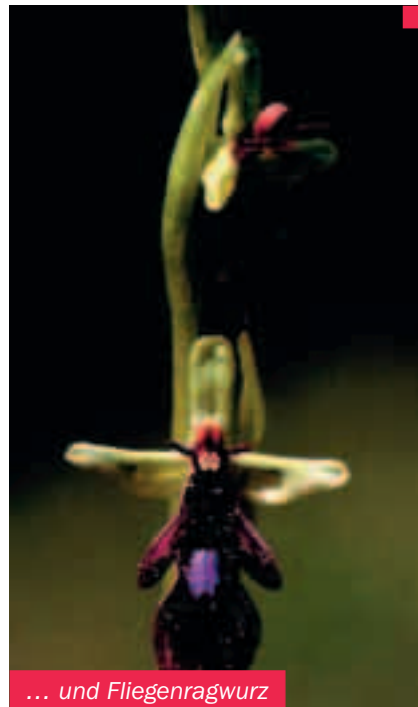
Anlaß ist aber nicht nur der Beginn der Blühphase, sondern die Ernennung der Fliegenragwurz zur Orchidee des Jahres 2003 durch die Arbeitskreise Heimische Orchideen in Deutschland.



Raffiniert: Bienenragwurz ...

Heimische Wildorchideen sind an sich ja schon eine Seltenheit und ihre Vorkommen stets eine Besonderheit (siehe rheinkiesel 5/2000). Dies gilt umso mehr für die extrem spezialisierten Ragwurzarten. Sie wachsen (wie die meisten an-

deren Orchideenarten) nur auf nährstoffarmen, mageren Böden, brauchen viel Sonne und zudem ganz bestimmte (für uns nicht sichtbare) Pilzpartner, damit die kleinen Samen ernährt werden und zu einer neuen Pflanze aus-



... und Fliegenragwurz

keimen können. Das Typische dieser Gruppe ist aber ihr besonderes Verhältnis zu ihren Bestäubern. Ragwurzarten sind Täuschblumen – und zwar ganz ausgefuchste. Jede Ragwurzart legt es darauf an, eine bestimmte Insektenart oder –gruppe anzulocken, um die für die Fortpflanzung wichtige Bestäubung sicherzustellen. Das wäre an sich ja noch nichts Ungewöhnliches, da viele Blütenpflanzen so verfahren. Doch im Gegensatz zur Ragwurz lassen sich die anderen diese »Dienstleistung« auch etwas kosten: Pollen, Nektar und manch andere nahrhafte Leckerei locken Fliegen, Bienen, Hummeln und belohnen auf diese Weise jeden wichtigen Blütenbesuch. Doch Fliegen-, Bienen- und Hummel-

ragwurz, um nur einige der rund 20 in Mitteleuropa vorkommenden *Ophrys*-Arten zu nennen, geben dem geschätzten Bestäuber nichts mit auf den Weg, außer einer schlechten Erfahrung. Die deutschen Namen der Ragwurzarten orientierten sich übrigens weniger am tatsächlichen Bestäuberinsekt, sondern vielmehr daran, an was sich der Mensch angesichts der Blüte erinnert fühlt.

Aber wie schaffen es nun diese zierlichen Orchideen, deren Blüten einen Durchmesser von ca. 3 cm erreichen und nur locker am Stengel verteilt sind, ihre »Opfer« anzulocken?

Für die Fernwirkung sorgt – sapperlop! – ein Parfüm. Der Geruchssinn ist bei Insekten besonders gut ausgebildet, und die Lockstoffe, die dafür sorgen, daß die Männchen auch die Weibchen finden, sogenannte Pheromone, werden über große Distanzen, manchmal kilometerweit, wahrgenommen. Die Fliegenragwurz beispielsweise verströmt einen Duft, welcher die Männchen einer Wildbienenart, der Sandbiene, unweigerlich anzieht.

## Raffiniertes Täuschungsmanöver

Außerdem, und das ist der zweite Schritt der ausgefeilten Strategie, geschieht dies zu einer Zeit, wo die zeitigeren Männchen zwar schon da sind, die Weibchen jedoch noch nicht geschlüpft sind. Die Fliegenragwurz hat also zu dem Zeitpunkt keinerlei attraktive Konkurrentinnen zu befürchten und zieht die Bewerber an wie die Fliegen. Ein Sandbienenmännchen, umschwärmt es also erst einmal den unwiderstehlich gut duftenden Ort, orientiert sich schließlich, wenn es auf Tuchfühlung geht, mit seinem Sehsinn. Kurzsichtig wie die Insekten nun einmal sind, genügt die annähernde Form eines dicken dunklen Sandbienenweibchens, ein samtiges Haarkleid als billige »Perücke« und die entsprechende Musterung der Blütenlippe – Schritt Nr. 3 des Täuschungsmanövers. Das dort »aufgetragene Make-up«, ein bläulich-hell schimmernder Fleck, deutet bei der Fliegenragwurz die glänzenden Flügel eines vermeintlichen Weibchens an. Die Täuschung ist perfekt, der Heiratschwandel gelingt. Das Sandbienenmännchen läßt sich auf der Orchideenblüte nieder und glaubt ein paarungsbereites Weibchen gefunden zu haben. Die letzte Gewißheit mögen dabei noch die beiden Fühler gegeben haben, die in Wirklichkeit zwei verkümmerte, dünne dunkle Überreste zweier Blütenblätter sind! Bevor der Sandbienenmann den Schwandel bemerkt, ist er schon mit seiner Stirn an eines der beiden Pollen-

pakete gestoßen, die ein perfekt klebendes, elastisches Haftstielchen besitzen und sich kaum wieder abstreifen lassen. Der im wahrsten Sinne des Wortes gehörnte Freier bemerkt schließlich, daß hier etwas nicht stimmt und verläßt die Blüte – um sogleich bei der nächsten Pflanze auf den gleichen Trick hereinzufallen. Dort berührt dann das Pollenpaket an seinem Kopf die Narbe und führt dadurch zur gewünschten Fremdbestäubung der Ragwurz. Diese (für den Sandbienenmann unglückliche) Verketzung funktioniert deshalb so gut, weil jede Fliegenragwurz-Pflanze einen leicht abgewandelten Duft produziert. Deshalb glauben selbst Männchen, die aus einem Reinform gelernt haben sollten, nun aber wirklich ein echtes Weibchen aufgespürt zu haben. Soweit also Schritt Nr. 4 dieser arglistigen Täuschungen. Die anderen Ragwurzen nutzen gleichermaßen die Erfolge dieses blühenden Gewerbes, mit Ausnahme der Bienenragwurz. Hier ist aufgrund eines bedauerlichen Zwischenfalles (vermutlich die letzte Eiszeit) ein dazumal ausgelotetes Bestäuber-Opfer ganz ausgestorben oder anschließend (in der Warmzeit) nicht wieder in unsere Gegend eingewandert. Die bunte Bienenragwurz mit ihrem schönen Pelz, der jetzt nutzlos geworden ist, hat notgedrungen auf Selbstbestäubung umgestellt – als wäre sie reumütig in sich gekehrt. Einen Tag, nachdem sich die Blüte geöffnet hat, klappen die Pollenpakete heraus, so daß sie über der Narbe hängen und bei einem Windstoß daran hängen bleiben. Letztlich wachsen auch ohne Fremdbestäubung fruchtbare Samen heran. Die Bienenragwurz hat also eine andere Strategie eingeschlagen. Was auf Dauer die bessere Taktik ist, weiß ohnehin niemand zu sagen. Die ausgeklügelte Betrügermasche der übrigen Ragwurze mag zwar perfekt erscheinen, doch funktioniert sie natürlich auch nur so lange, wie es die Dummen gibt, die immer wieder darauf hereinfallen. Und auf Dumme ist bekanntlich nicht immer Verlaß ...

Ulrich Sander

# Tour de France anno 1928

Von der älteren Generation kennen noch viele seinen Namen. Mehrere Bücher und einige Filme erzählen seine Lebensgeschichte, darunter zwei bemerkenswerte Kinoerfolge, einmal mit Heinz Rühmann und dann mit Gustav Knuth in der Hauptrolle. Die Rede ist natürlich vom »Eisernen Gustav«, mit bürgerlichem Namen Gustav Hartmann, der auf seiner legendären Droschkenfahrt von Berlin nach Paris im Mai vor 75 Jahren auch in Königswinter umjubelt Station gemacht hat.



Droschken  
in der Rheinallee um 1910

Wie bei vielen »echten Berlinern« stand seine Wiege nicht in der Spreemetropole. Am 4. Juni 1859 erblickte Gustav Hartmann in Magdeburg das Licht der Welt. Über 40 Jahre wartete er Tag für Tag von sieben in der Früh bis zwei Uhr nachts mit seiner Droschke am Bahnhof Wannsee auf Fahrgäste. Doch die zunehmende Motorisierung des Verkehrs setzte den traditionellen Pferdewagen arg zu. Immer mehr Auto-Taxen bestimmten das Straßenbild in Berlin.

## Grandioser Schlußpunkt eines Berufslebens

Für seine letzte Fahrt dachte sich der »Eiserne Gustav« ein ganz besonderes Ziel aus. Im Alter von 68 Jahren trieb es ihn hinaus in die Ferne. Von der Spree an die Seine sollte die Reise gehen. In Paris wollte er den Schlußpunkt eines langen Berufslebens setzen.

»Nu man los!«, ermunterte Gustav Hartmann den die Ohren spitzen den treuen Fuchs namens »Gras-

mus« am Morgen des 2. April 1928. Langsam setzte sich die Droschke Nummer 120 in Bewegung. Von Zehlendorf führte die letzte Dienstreise über Magdeburg, Braunschweig und Bielefeld ins Rheinland. Schon nach wenigen Tagen nahm ganz Deutschland Anteil an dieser »Tour de France«.

Von Bonn kommend erreichte der »Eiserne Gustav« am 9. Mai 1928 gegen Mittag Königswinter. Wie in allen Orten bot ihm auch die Drachenfelsstadt einen Empfang, der einem Fürsten zur Ehre gereicht hätte. Die lokalen Kutscher begrüßten das Berliner Original sehr herzlich. Eine begeisterte Menschenmenge bejubelte den mit bunten Fahnen, blühenden Blumen und Lorbeerkränzen geschmückten Wagen.

Gustav Hartmann, der mit seiner Droschke und seinem Pferd verwachsen schien, strahlte immer wieder über das ganze Gesicht, strich sich durch den weißen Vollbart und grüßte freundlich mit seinem weißen Zylinder.

Es blieb nur wenig Zeit, um mit

den Königswinterer Hauderern über seine abenteuerliche Fahrt, die guten alten Zeiten und daß es »nu mit die Pferde alle sei« zu philosophieren.

Bald schon zog es den Alten weiter. Kurz vor der Abfahrt entstand in der Rheinallee nahe der Pferde-Tränke noch ein Erinnerungsfoto. Vor dem unternehmungslustigen Droschkenkutscher mit seinem weißen Zylinder auf dem Kutschbock bildete sich schnell eine große Traube von Schaulustigen mit den Königswinterer Kutschern Peter Schmitz, Fritz Müller, Heinrich Stenz, Heinrich Tandler und Anton Hefterich in der Mitte.

»Watt koss dann su en Ansichtskaat, Häer Hartmann?«, fragte einer der Passanten. Das Gesicht des Berliners rötete sich: »Da müssen Sie den fragen, der wo meine Karten fälscht und se for teuret Jeld an die Leite bringt.« Wieder etwas ruhiger geworden, zückte er dann doch einige Erinnerungskarten mit Abbildungen seiner Droschke und verkaufte sie für kleines Geld. »Das Pferdmaterial steht auf dem

Aussterbe-Etat«, notierte er etwas melancholisch auf einer Rückseite.

Bald hieß es Abschied nehmen, und fröhlich winkend ging es weiter rheinaufwärts. Längst hatten die Boulevardblätter die Massen mobilisiert und so wurde die Fahrt zu einem wahren Triumphzug. Es folgten Altenahr, Trier und Verdun – mit jedem Etappenziel wuchs die Begeisterung der Menschen.

## Eine Gala für den »Eisernen Gustav«

In Paris erreichte der Jubel einen weiteren Höhepunkt. Der deutsche Botschafter veranstaltete einen Galaabend. Wesentlich mehr

schien Gustav vom Begrüßungskuß der Mistinguette – der Star tänzerin im Moulin Rouge – beeindruckt gewesen zu sein.

Schon damals kämpften die Blätter wenig zimperlich um jeden Leser. An typisch deutschen Hader gewöhnt, nahm es das Publikum nicht allzu tragisch, wenn gewisse Zeitungen behaupteten, daß Gustav etwas gemogelt und Grasmus mehrmals gegen ein anderes Pferd ausgetauscht hätte.

Geschickte Marketingaktionen gab es auch schon. Für den Rückweg hatte Opel ein Automobil gestiftet. Nicht wenige Kilometer soll Hartmann am Volant gegessen haben.

Sei's drum. Zehntausende waren auf den Beinen und die Men-

schenmenge raste vor Begeisterung als der verlorene Sohn nach 165 Tagen am 12. September 1928 wieder durch das Brandenburger Tor fuhr.

»Abends wurde Gustav im Lunapark gefeiert, er trank deutsches Bier, aß Würstchen mit Kartoffelsalat, schwenkte das ein wenig gichtige Tanzbein und verließ schließlich um ½ 12, von Schupotrupps ehrfürchtig begrüßt, von seinen treuesten Anhängern begleitet, den Lunapark«, berichtete ein Chronist.

Mit Interesse hatten die Kutscher in Königswinter die Abenteuer ihres Berliner Kollegen verfolgt. Seine Existenzsorgen kannten die Rheinländer damals noch nicht. Die Urlaubsgäste nutzten gerne

die gemächlichen Droschken zu Ausflugsfahrten ins Siebengebirge. Rund 40 Wagen standen hauptsächlich am Rhein und am Marktplatz, aber auch in der Drachenfelsstraße und am Bahnhof.

Für die Benutzung der Halteplätze erhob die Stadtverwaltung eine Gebühr. Ein amtlicher »Tarif für die Lohnkutscher der Stadt Königswinter« regelte die Preisgestaltung. Streng verboten war das Fordern von Trinkgeldern. Auf die Pferdeäpfel hatte es der Amtschimmel noch nicht abgesehen. Für die Sauberkeit der Straßen war ein Straßenkehrer zuständig. Gerne holten sich die Kleingärtner diesen natürlichen Dünger ab. Über die Jahre wurden Kutschen im Stadtbild von Königswinter immer seltener. Was »Motordroschken«, die es in Königswinter bereits seit 1904 gab, jahrzehntelang nicht schafften, beschleunigte die moderne Verkehrsplanung in den letzten zwanzig Jahren. Heute mangelt es an lukrativen Stellplätzen für die Droschken. Sowohl vom Rheinufer verbannt als auch in der oberen Wilhelmstraße vertrieben, fehlen zwei der attraktivsten Haltestellen. Dennoch halten einige wenige Fahrställe bis heute die alte Tradition in Königswinter hoch.

In Berlin erinnert seit dem 20. Juni 2000 ein Denkmal an Gustav Hartmann. Auf einem über 5 Tonnen schweren Granitfindling steht eine überlebensgroße 500 Kilogramm wiegende Figur – wahrlich ein »Eiserner Gustav«.

Karl Josef Klöhs



Gustav Hartmann von Schaulustigen umringt am 9. Mai 1928

*Vatter, in ding Händ jéwwen éch minge Jeis zeröck!*

## Adalbert N. Schmitz

Mer han déch léev.

Martina, Torsten, Felicia, Lucia, Aloys  
von der *edition wolkenburg*

Unser Mitgefühl gilt seiner Familie, den Freunden  
und allen anderen, denen er ein Lichtblick war.

# Wolken-Sehnsucht

Es war ein wunderschöner Mainachmittag. Der strahlend blaue Himmel war beinahe wolkenlos – aber eben nur beinahe. Über dem großen Wald sammelte sich ein kleiner, feiner Wolkenschleier aus winzig kleinen Wassertröpfchen. Drei Tage später war aus dem Schleier schon eine richtige kleine Wolke geworden. Sie zog über den kleinen Wald, wanderte ein kleines Stück den Fluß entlang und blieb schließlich über einem kleinen Berg stehen. »Jetzt bin ich so weit geflogen«, dachte die kleine Wolke, »jetzt mag ich ein bißchen ausruhen!« Eine kleine Weile blieb die Wolke über dem Berg stehen und betrachtete das Tal unter sich. »Hier mag ich ein Weilchen bleiben«, sagte sie. Doch ehe sie sich versah, war sie von anderen Wolken umgeben. »Hallo Schwestern«, sagte die kleine Wolke artig, »schön, Euch zu treffen!« Doch die anderen Wolken beachtetten die kleine Wolke gar nicht. Sie waren viel größer und auch viel dunkler als die kleine Wolke. »Sicher sind sie schon viel älter und viel erfahrener als ich«, dachte die kleine Wolke. »Eines Tages möchte ich genauso groß, stark und dunkel sein wie sie!«

Da kam ein frischer Wind auf, und die großen Wolken fingen an, zu tanzen. Der Wind wurde immer heftiger und wirbelte die Wolken tüchtig durcheinander. Der kleinen Wolke wurde ganz schwindelig. Ein paar große Wolken fingen mitten bei dem Wolkentanz an, zu regnen. Ihr kühles Naß prasselte auf die Erde unter ihnen, daß es eine Freude war. Dann frischte der Wind wieder auf – und fegte die restlichen Wolken beiseite. »Halt, wartet auf mich«, rief die kleine Wolke, der immer noch ein bißchen schwindelig war. Doch die großen Wolkenschwestern waren schon verschwunden, und die kleine Wolke blieb wolkenseelenallein zurück. Da merkte sie, daß sie nicht mehr über dem kleinen Berg hing, den sie so lieb gewonnen hatte. Der Wind hatte die kleine Wolke in eine ganz andere Richtung gedreht.

Da wurde die kleine Wolke ganz traurig. Sie war wieder ganz al-

lein. Und sie hatte ihren geliebten Berg und das Tal verloren! Was sollte sie denn jetzt bloß tun? Die kleine Wolke flog über eine große Wiese. Auf der Wiese stand eine wunderschöne Blume. »Hallo liebe Wolke, schön, daß Du da bist. Bitte regne doch ein bißchen für mich«, sagte die kleine Blume, »meine Blätter sind schon ganz welk!« »Ich kann noch nicht regnen, ich muß erst noch meinen Berg und meinen Fluß wiederfinden«, antwortete die kleine Wolke. »Tut mir leid!« Neben der Blume stand ein kleines Schaf. »Hallo, liebe Schwe-

ster Wolke«, sagte das Schäfchen. »Bitte regne doch ein bißchen für mich, denn ich habe großen Durst!« Doch die Wolke entgegnete: »Ich habe keine Zeit, zu regnen. Ich muß erst meinen Berg und meinen Fluß wieder finden!«

## Überraschende Hilfe

Schließlich kam die Wolke zu einem kleinen Jungen, der auf der Wiese saß. Der kleine Junge weinte bitterlich. Seine Mutter hatte Geburtstag und er wollte ein Bild mit bunten Wasserfarben malen. Aber er hatte kein Wasser! Dicke Tränen kullerten ihm die Wangen hinunter. Als die kleine Wolke über dem kleinen Jungen hing, mußte sie auch weinen, vor lauter Rührung. Erst war es nur eine kleine Träne, die ihren Wolken-

schleier hinabrann. Dann waren es zwei Tränen, dann drei, dann wurden es immer mehr. Schließlich war es ein kleiner Tränenregen, der aus der kleinen Wolke auf die Wiese tropfte. Da jauchzte der kleine Junge laut auf und tanzte im Regen der kleinen Wolke. Dann schnappte er sich den Pinsel und die Wasserfarben und malte einen knallbunten Regenbogen für seine Mutter. Das kleine Schaf schleckte die Regentropfen, die auf das Gras fielen, und die kleine Blume, die beinahe vertrocknet



wäre, reckte ihre Blätter dem Wasser entgegen, das da aus der Wolke auf sie hinab fiel.

Da fühlte sich die kleine Wolke plötzlich unendlich erleichtert. Sie wurde immer leichter und leichter, immer feiner und kleiner, bis – sie schließlich ganz verschwunden war.

Aber auf der Wiese fanden sich die Wolkenregentropfen zu einem kleinen Rinnsal zusammen. Das Rinnsal mündete in einen kleinen Bach, der in einem kleinen Fluß endete. Der kleine Fluß floß in einen größeren Fluß. Und nach vielen vielen Tagen erreichten die Wassertropfen aus der kleinen Wolke den Berg und das kleine Tal, über dem die kleine Wolke einst gegangen hatte. Und so hatte die kleine Wolke schließlich doch ihr Ziel gefunden ...

*Ann-Isabell Thielen*